Albert Schweitzer, Soziale Probleme im Urwald (1914), Ein Auszug[1]

VII. SOZIALE PROBLEME IM URWALD

Auf dem Strom, 3o. Juli bis 9. August 1914

Ich bin wieder arbeitsfähig, Der Führer eines kleinen, einer Handelsgesellschaft von N'Djole gehörenden Flußdampfers hat die Freundlichkeit, uns nach Lambarene mitzunehmen. Wir kommen nur langsam vorwärts, da wir eine schwere Ladung haben. Sie besteht aus Petroleum. Dieses kommt in je achtzehn Liter haltenden viereckigen Kannen von Amerika direkt an den Ogowe. Die Eingeborenen fangen an, viel Petroleum zu brennen.

Ich benütze die lange Fahrt, um mir selber einmal die sozialen Probleme, die ich zu meinem Erstaunen im Urwalde angetroffen habe, zu vergegenwärtigen. Wir reden in Europa so viel von Kolonisation und kolonialer Kulturarbeit, ohne uns über den Inhalt dieser Worte klar zu sein.

Das Arbeiterproblem

Aber gibt es wirklich soziale Probleme im Urwald? Ja. Man braucht nur zehn Minuten lang die Unterhaltung zweier Weißer hier anzuhören, und schon ist sicher das schwerste dieser Probleme, das Arbeiterproblem, berührt. In Europa stellt man sich gerne vor, daß unter den Wilden für sehr mäßi///gen Lohn sich so viele Arbeiter anbieten, als gewünscht werden. Das

158 Gegenteil ist der Fall. Arbeiter sind nirgends schwerer zu finden als unter den primitiven Völkern, und werden im Verhältnis zur Arbeitsleistung nirgends so teuer bezahlt wie hier.

Dies kommt von der Faulheit der Neger, sagt man. Aber ist der Neger wirklich so faul? Liegt das Problem nicht tiefer?

Wer einmal die Leute eines Negerdorfes gesehen hat, wenn sie ein Stück Urwald ausroden, um eine neue Pflanzung anzulegen, der weiß, daß sie imstande sind, wochenlang mit Eifer und unter Anspannung aller Kräfte zu arbeiten. Zu dieser härtesten aller Arbeiten – um dies nebenbei zu sagen – ist jedes Dorf alle drei Jahre genötigt. Die hohen Stauden, an denen die Bananen wachsen, verbrauchen den Boden außerordentlich schnell. Darum muß alle drei Jahre eine neue, durch die Asche des abgehauenen und verbrannten Urwaldes gedüngte Pflanzung angelegt werden.

Was mich angeht, so wage ich nicht mehr, unbefangen von der Faulheit der Neger zu reden, seitdem mir fünfzehn Schwarze in fast ununterbrochenem, sechsunddreißigstün-

[1] **Albert Schweitzer, Zwischen Wasser und Urwald, Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas, Straßburg, August 1920, in: Albert Schweitzer, Selbstzeugnisse , München, 1959,** Verlag C.H. Beck **S. 157ff**

digem Rudern einen schwerkranken Weißen den Strom heraufbrachten.

Der Neger arbeitet unter Umständen also sehr gut ... aber er arbeitet nur so viel, als die Umstände von ihm verlangen. Das Naturkind, und dies ist des Rätsels Lösung, ist immer nur Gelegenheitsarbeiter.
Bei geringer Arbeit liefert die Natur dem Eingeborenen so ziemlich alles, was er zu seinem Unterhalt im Dorfe braucht. Der Wald bietet ihm Holz, Bambus, Raphia und Bast zum Herstellen einer Hütte, die ihn gegen Sonne und Regen schützt. Er braucht nur noch etwas Bananen und Maniok zu pflanzen, zu fischen und auf die Jagd zu gehen, so hat er das Notwendige beisammen, ohne sich als Arbeiter verdingen und regelmäßig verdienen zu müssen. Tritt er eine Stelle an, so ist es, weil er zu einem bestimmten Zweck Geld braucht. Er will eine Frau kaufen; sein Weib oder seine Weiber haben Lust auf schöne Stoffe, auf Zucker, auf Tabak; er selber braucht eine /// neue Axt, möchte gern Schnaps trinken, einen Khakianzug und Schuhe tragen.

159 Es sind also mehr oder weniger Bedürfnisse, die außerhalb des eigentlichen Kampfes ums Dasein liegen, die das Naturkind dazu bringen, sich zur Arbeit zu verdingen. Liegt ein bestimmter Zweck zum Gelderwerb nicht vor, so bleibt es in seinem Dorfe. Steht es irgendwo in Arbeit und hat es so viel verdient, daß es sich leisten kann, wonach ihm das Herz stand, so hat es keine Ursache, sich weiter zu mühen, und kehrt in sein Dorf zurück, wo es immer Wohnung und Nahrung findet.
Der Neger ist nicht faul, sondern er ist ein Freier. Darum ist er immer nur ein Gelegenheitsarbeiter, mit dem kein geordneter Betrieb möglich ist. Dies erlebt der Missionar auf der Station und in seinem Hause im kleinen und der Pflanzer oder der Kaufmann im großen. Wenn mein Koch Geld genug beisammen hat, um die Wünsche seiner Frau und seiner Schwiegermutter zu befriedigen, geht er davon, ohne Rücksicht darauf, ob wir ihn notwendig brauchen. Der Plantagenbesitzer wird von seinen Arbeitern gerade in der kritischen Zeit verlassen, wo es gilt, die dem Kakao schädlichen Insekten zu bekämpfen. Wenn gerade aus Europa Depesche auf Depesche um Holz kommt, findet der Holzhändler keine Leute zum Holzhauen, weil das Dorf sich zur Zeit auf den Fischfang begibt oder eine neue Pflanzung anlegt. Alle werden wir von Ingrimm gegen die faulen Schwarzen erfüllt. In Wirklichkeit liegt aber nur vor, daß wir sie nicht in der Hand haben, weil sie nicht auf den Verdienst bei uns angewiesen sind.
Es besteht also ein furchtbarer Konflikt zwischen den Bedürfnissen des Handels und der Tatsache, daß das Naturkind ein Freier ist. Der Reichtum des Landes kann nicht ausgebeutet werden, weil der Neger nur ein geringes Interesse daran hat. Wie ihn zur Arbeit erziehen? Wie ihn zur Arbeit zwingen? „Schaffen wir ihm möglichst viel Bedürfnisse,[2] so wird er möglichst viel arbeiten“, sagen der Staat und der Handel miteinander. Der Staat gibt ihm unfreiwillige Bedürfnisse in Ge///stalt von Steuern. *160* Hier zahlt jeder Erwachsene über vierzehn Jahre eine Kopfsteuer von fünf Franken, und man redet davon, dieselbe auf das Doppelte zu erhöhen. Ein Mann, der zwei Frauen und sieben über vierzehn Jahre alte Kinder hat, wird dann hundert Franken im Jahr zusammen--bringen und dafür dem Handel entsprechend viel Arbeit leisten oder Produkte

[2] Das klappt doch seitdem bei uns Eingeborenen hierin Europa recht gut, ständig suggerieren „sie“ und und unseren Kindern Bedürfnisse, die unbedingt befriedigt werden müssen. H.G., aber dieser Text ist von 1914!

liefern müssen. Der Kaufmann schafft dem Neger Bedürfnisse, indem er ihm Waren anbietet: nützliche wie Stoffe, Werkzeuge, unnötige wie Tabak und Toilettenartikel, schädliche wie Alkohol. Die nützlichen Dinge würden niemals hinreichen, eine nennenswerte Arbeitsleistung zu erzielen. Der Tand und der Schnaps tun fast mehr dazu. Man schaue sich an, was im Urwald zum Verkauf angeboten wird. Unlängst ließ ich mir von einem Neger, der an einem weltverlorenen kleinen See einen kleinen Laden für einen Weißen hält, die Waren zeigen. Hinter dem Ladentisch thronte das schön weiß angestrichene Schnapsfaß. Daneben standen die Kisten mit Tabakblättern und die Kannen mit Petroleum. Weiter waren vorhanden: Messer, Beile, Sägen, Nägel, Schrauben, Nähmaschinen, Bügeleisen, Schnur zum Flechten von Fischnetzen, Teller, Gläser, Emailschüsseln aller Größen, Lampen, Reis, Konservenbüchsen aller Art, Salz, Zucker, Decken, Kleiderstoffe, Stoffe für Moskitonetze ... Gilletsche Sicherheits-Rasierapparate, Kragen und Krawatten in reicher Auswahl, Damenhemden mit Spitzen, Unterröcke mit Spitzen, Korsetts, elegante Schuhe, durchbrochene Strümpfe, Grammophone, Ziehharmonikas und Phantasiewaren aller Art. Unter den letzteren war ein Teller, der auf einem Untersatz stand, in mehreren Dutzenden vorhanden. „Was ist das?" fragte ich. Der Neger verschob einen Hebel am Untersatz, und alsbald ließ sich eine kleine Spieldose hören „Mit diesem Gegenstand mache ich die besten Geschäfte“, sagte er mir. „Alle Frauen in der Umgegend wollen einen solchen Teller haben und plagen ihren Mann, bis er das Geld dazu verdient hat.“

Gewiß können Steuern und gesteigerte Bedürfnisse die Neger mehr zum Arbeiten bringen, als sie es sonst täten, aber/// eine wirkliche Erziehung zur Arbeit findet dadurch nicht oder nur in *161* in geringem Maße statt. Der Neger wird geldgierig und genußsüchtig, aber nicht zuverlässig und gewissenhaft. Wo er in Dienst geht, denkt er nur daran, mit einem Mindestmaß von Arbeit möglichst viel Geld zu holen. Er leistet nur etwas, solange der Arbeitgeber dabei steht.

Letzthin hatte ich Tagelöhner, um eine neue Hütte beim Spital zu bauen. Kam ich am Abend, so war nichts geschafft. Als ich mich am dritten oder vierten Tag erzürnte, sagte mir einer der Schwarzen, der nicht einmal einer der Schlechtesten war: „Doktor, schrei nicht so mit uns. Du bist ja selber schuld daran. Bleib bei uns, dann schaffen wir. Aber wenn du im Spital bei den Kranken bist, sind wir allein und tun nichts.“ Jetzt komme ich zu dem System, daß ich mich an dem Tage, wo ich Tagelöhner habe, für zwei bis drei Stunden freimache. Während dieser Zeit stehe ich neben ihnen und mache sie schaffen, daß ihnen der Schweiß auf der braunen Haut steht. Dann ist doch wenigstens soviel geleistet.

Mit der Steigerung der Bedürfnisse ist etwas, aber nicht viel erreicht. Ständiger Arbeiter wird das Naturkind nur in dem Maße, als es aus einem Freien zu einem Unfreien wird. Dies kann von verschiedenen Seiten versucht werden. Zunächst kommt es darauf an, dem Neger für einige Zeit die Rückkehr ins Dorf abzuschneiden.[3] Die Pflanzer und die Waldbesitzer dingen grundsätzlich keine Arbeiter aus der Umgegend, sondern werben von weither, aus fremden Stämmen junge Leute auf ein Jahr an und bringen sie zu Wasser hierher. Diese Verträge sind von der Regierung ausgearbeitet und, wie vieles in der hiesigen Kolonialverwaltung,

[3] Der Text (Leibeigener statt Freier und Zentralisation - Abschneiden des Weges zum Dorf, zu den Seinen - macht mir als dem Leser - auch den Zusammenhang und die Bedeutung des russischen Zwangsarbeitersystems, das ja in Rußland schon lange, lange eine -zaristische (was sonst?) - Tradition hatte, klar. H.G.

zweckmäßig und human gedacht. Am Ende der Woche soll der Arbeiter immer nur die Hälfte des Lohnes ausgezahlt bekommen. Der Rest wird zurückgelegt und ihm ausgehändigt, wenn das Jahr herum ist und der Weiße ihn wieder heimbefördern muß. Damit soll vermieden werden, daß er das Verdiente so schnell verausgabt, als er es erwirbt, und dann mit leeren Händen in die Heimat zurückkommt. Die meisten dieser Männer verdin///gen sich, um das Geld *162* zum Kaufe einer Frau zusammenzubekommen.

Und das Resultat? Die Leute müssen das Jahr aushalten, weil sie keine Möglichkeit haben, in ihr Dorf zurückzukehren. Aber wirklich brauchbare Arbeiter sind wenige von ihnen. Viele leiden an Heimweh. Andere können die ungewohnte Kost - sie müssen, da frische Lebensmittel fehlen, oft mit Reis genährt werden - nicht ertragen. Die meisten von ihnen ergeben sich dem Schnapsgenuß. Geschwüre und Krankheiten verbreiten sich leicht unter den in Hütten kasernierten, eng aufeinanderwohnenden Menschen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln vertun sie ihren Lohn, sowie der Kontrakt abgelaufen ist, und kommen gewöhnlich so arm nach Hause, als sie gegangen sind.

Der Neger taugt nur etwas, solange er in seinem Dorfe ist und an seiner Familie und seiner Sippe moralischen Halt hat. Aus seiner Umgebung herausgenommen, geht er leicht sittlich und auch körperlich zugrunde. Agglomerationen von familienlosen Negerarbeitern sind Stätten der Demoralisation. Aber der Handel und die Plantagen müssen solche Agglomerationen fordern, da sie ohne sie nicht bestehen können.

Das Tragische ist eben, daß die **Interessen der Kultur und der Kolonisation sich <u>nicht</u> decken**, sondern in vielem in Antagonismus zueinander stehen. Der Kultur wäre damit gedient, daß die Männer des Urwaldes in ihren Dörfern belassen und erzogen würden, hier Handwerke auszuüben, Pflanzungen anzulegen, etwas Kaffee und Kakao für sich wie zum Verkauf zu bauen, in Häusern aus Brettern oder Ziegeln statt in Hütten aus Bambus zu wohnen, und so ein gediegenes und ruhiges Leben zu führen. Aber die Kolonisation muß verlangen, daß möglichst viele Leute auf jede mögliche Weise zu der höchstmöglichen Nutzbarmachung der Schätze des Landes mobil gemacht werden. Höchstmögliche Produktion lautet ihre Parole, damit die in die Kolonie gesteckten Kapitalien rentieren und /// das Mutterland, was es braucht, aus der eigenen

163 Kolonie beziehen kann. An diesen sich hier ungeahnt auftuenden Gegensätzen ist kein Mensch schuld. Sie sind in den Umständen gegeben. Und sie sind um so schwerer, je tiefer die Völker stehen und je dünner das Land bevölkert ist. Im Zululande zum Beispiel, wo Ackerbau und Viehzucht möglich sind, der Neger sich von selbst zum seßhaften Bauern und zum kleinen Gewerbetreibenden entwickelt und die Bevölkerung so dicht ist, daß der Handel der Europäer noch immer die nötigen Arbeitskräfte findet, sind die Probleme, die den Menschenbestand des Landes und die Schaffung der Eingeborenenkultur betreffen, lange nicht so schwer als in den Kolonien mit Urwald und primitiven Völkern. Hier aber kann der Fall eintreten, daß die wirtschaftliche Kolonisation auf Kosten der Kultur und des Bestandes an Menschen geht.

Wie sieht es mit der erzieherischen Wirkung des viel diskutierten **Arbeitszwanges** von seiten der Regierung aus? Was versteht man unter Arbeitszwang?

Jeder Eingeborene, der nicht ein dauerndes, eigenes Gewerbe ausübt, soll sich, auf Befehl des Staates, so und so viele Tage im Jahr in den Dienst eines Kaufmanns oder Pflanzers stellen müssen. Am Ogowe haben wir keinen Arbeitszwang. Das Prinzip der Kolonialverwaltung von Gabun ist, möglichst ohne solche Maßnahmen auszukommen. In Deutschafrika, wo der Arbeitszwang in humaner und zugleich zielbewußter Art gehandhabt wird, soll er nach den einen gute, nach den andern schlechte Resultate geben.

Ich halte den Arbeitszwang nicht für prinzipiell falsch, aber für praktisch undurchführbar. Ohne Arbeitszwang im kleinen kommt man in der Kolonie nicht aus. Wäre ich Beamter und ein Pflanzer meldete mir, daß seine Arbeiter ihm bei der Kakaoernte davongelaufen sind und daß die Männer der umliegenden Dörfer sich weigern, in diesem kritischen Momente auszuhelfen, so würde ich es für mein Recht und meine Pflicht halten, ihm die letzteren, solange er sie zur Rettung seiner Ernte braucht, natürlich gegen den landesüblichen Tagelohn, *164* zur Verfügung zu stellen. Aber der allgemein durchgeführte Arbeitszwang kompliziert sich dadurch, daß die Männer, um diese Tage beim Weißen zu arbeiten, eventuell ihr Dorf und ihre Familie verlassen und sich viele Kilometer fortbegeben müssen. Wer ernährt sie auf der Reise ? Was wird aus ihnen, wenn sie krank sind? Wer steht mir dafür, daß der Weiße sie nicht gerade einberuft, wenn ihr Dorf die Pflanzung bestellen muß oder es die gute Zeit zu den großen Fischzügen ist? Wird er sie nicht länger, als er darf, behalten unter dem Vorwande, daß sie nichts arbeiteten? Wird er sie gut behandeln? Die Gefahr ist da, daß der Arbeitszwang unter der Hand zu einer Art Sklaverei wird.

[Das Problem der Konzessionen]

Mit dem Problem des Arbeitszwanges verwandt ist das der Bewirtschaftung der Kolonien in „Konzessionen“. Was versteht man unter „Konzession“? Eine mit reichen Mitteln ausgestattete Gesellschaft erhält ein großes Gebiet auf eine Reihe von Jahrzehnten zur Bewirtschaftung zugesprochen. Kein anderer Kaufmann darf sich dort niederlassen. Da jede Konkurrenz ausgeschaltet ist, kommen die Eingeborenen in eine sehr starke Abhängigkeit von der Gesellschaft und ihren Angestellten. Wenn auch die Hoheitsrechte des Staates auf dem Papier gewahrt sind, so tritt doch die kaufmännische Gesellschaft praktisch in viele derselben mehr oder weniger ein, besonders wenn ihr noch die dem Staate geschuldeten Steuern in Gestalt von Landesprodukten oder Arbeit geleistet werden müssen, die sie dann dem Staate in Form von Geld zukommen läßt. Die Frage wurde seinerzeit viel besprochen, weil das System der großen „Konzessionen“ im belgischen Kongo zu ernsten Mißständen geführt hat. Ich verkenne seine Gefahren nicht. Es kann, schlecht gehandhabt, dazu führen, daß der Eingeborene dem weißen Kaufmann und Pflanzer als ein rechtloses Ding angehört. Aber es hat auch seine guten Seiten. Der Oberlauf des Ogowe ist als Konzession an die „Gesellschaft des oberen Ogowe“ vergeben. Mit Angestellten derselben, die längere Zeit bei mir zur Pflege weilten, habe ich die Frage nach allen Richtungen besprochen und dabei die Sache auch von der anderen Seite kennengelernt. Da die Gesellschaft nicht mit der Konkurrenz zu rechnen hat,

kann sie, wie es die „Ge///sellschaft des oberen Ogowe“ tut, den Schnaps aus ihrem Gebiete <u>*165*</u> fernhalten und nur gediegene Waren, keinen Tand, in ihren Faktoreien ausbieten. Von einsichtigen Männern geleitet, vermag sie erzieherisch zu wirken. Und da ihr das Land auf lange Zeit allein gehört, hat sie ein Interesse daran, es rationell zu bewirtschaften, und kommt nicht so leicht in Versuchung, Raubbau zu treiben.

Im allgemeinen ist also das Prinzip des Arbeitszwanges in dem Sinne, daß der Staat den weißen Privatleuten die Eingeborenen zur Verfügung stellt, zu verwerfen. Er kommt noch genug in die Lage, den Schwarzen Arbeit für gemeinnützige Aufgaben aufzuerlegen. Er muß Ruderer und Träger für die reisenden Beamten ausheben, Frone für den Bau und die Unterhaltung von Wegen auferlegen und unter Umständen auch Requisitionen von Lebensmitteln vornehmen, um seine Truppen und sein Personal zu ernähren.

Zwei Dinge sind in Afrika furchtbar schwer: einen größeren Ort regelmäßig mit frischer Nahrung zu versehen und durch den Urwald führende Wege zu unterhalten. Beides wird noch in dem Maße schwieriger, als die Bevölkerung dünn gesät ist und die Distanzen groß sind. Ich rede aus Erfahrung. Welche Mühe habe ich, um die Lebensmittel für meine beiden Heilgehilfen und für diejenigen Kranken in meinem Spital zusammenzubringen, die zu weit von hier weg wohnen, um aus dem Heimatdorfe das Nötige regelmäßig zugeführt zu bekommen! Es gibt Zeiten, wo ich zu Zwangsmaßregeln meine Zuflucht nehmen und verordnen muß, daß jeder, der zur Behandlung herkommt, mir zuerst so und so viel Bananen oder Maniokstangen abliefere. Dies führt zu endlosen Diskussionen mit den Patienten, die behaupten, es nicht gewußt zu haben, oder selber nicht genügend Nahrungsmittel zu besitzen. Die Schwerkranken oder die von weit Hergekommenen behandle ich natürlich, auch wenn sie den bescheidenen Tribut nicht abgeliefert haben. Mag ich aber noch so streng auf die Lieferung dringen, so kommt es mir dennoch vor, daß ich Kranke ent-///lassen muß, weil ich sie nicht mehr ernähren kann. In ähnlicher <u>*166*</u> Lage befindet sich der Leiter der Missionsstation, der Nahrung für die hundert oder hundertfünfzig Kinder der Missionsschule beschaffen muß. Es kommt vor, daß die Schule geschlossen und dic Kinder nach der Heimat entlassen werden müssen, weil wir sie nicht erhalten können.

Für die Frone und Requisitionen kommen naturgemäß am meisten die Dörfer in Betracht, die den Ansiedelungen der Weißen am nächsten liegen. Mag die Regierung auch noch so schonend und gerecht vorgehen, so empfinden diese Eingeborenen es als Last und haben das Bestreben, nach entfernteren Gegenden, in denen man seine Ruhe hat, auszuwandern. So bildet sich in den Gegenden mit Naturvölkern und geringer Bevölkerungsdichte leicht nach und nach eine Leere um die Niederlassung der Weißen. Daraufhin muß der Zwang nun noch in einer anderen Form in Kraft treten. Es wird den Eingeborenen verboten, ihre Dörfer zu verlegen, und ferne Dörfer erhalten den Befehl, sich in der Nähe der weißen Niederlassung oder an einem bestimmten Punkte des Karawanenweges oder des Flusses anzusiedeln.... Es muß so sein, <u>[wirklich?! H.G.]</u> aber es ist tragisch, daß es so sein muß. Und in allem haben die Regierenden darauf zu sehen, daß nur das unumgänglich Nötige von Zwang angewandt wird.

In Kamerun ist der Urwald durch ein ausgezeichnet unterhaltenes Wegenetz durchzogen, das dem Handel sehr zugute kommt und die Bewunderung aller fremden Kolonisten bildet. Geht diese große Arbeit aber nicht auf Kosten der Bevölkerung und ihrer vitalen Interessen? Daß man dort schon so weit ist, Weiber zur Fronarbeit für die Unterhaltung der Wege heranzuziehen, gibt mir zu denken. Es darf nicht sein, wie es in vielen Fällen vorkommt, daß die Kolonie prosperiert und die Eingeborenenbevölkerung von Jahr zu Jahr abnimmt. Dann lebt man in der Gegenwart auf Kosten der Zukunft, und das fatale Endresultat ist nur eine Frage der Zeit. Die Erhaltung der Eingeborenenbevölkerung muß das erste Ziel einer gesunden Kolonialpolitik sein.

Das Problem der K.(..)-. Emanzipation

<u>*167*</u> **N**eben dem Arbeiterproblem gibt es noch das Problem der Emanzipation. An sich wäre es nach meiner Meinung unnötig, daß Eingeborene aus den primitiven Völkern eine weitgehende Schulbildung erhalten. Der Anfang der Kultur ist hier nicht das Wissen, sondern das Handwerk und der Landbau, durch die erst die wirtschaftlichen Bedingungen für die höhere Kultur geschaffen werden können. Aber die Regierung und der Handel brauchen auch Eingeborene mit ausgedehnten Kenntnissen, um sie in der Verwaltung und den Faktoreien zu verwenden. Also müssen die Schulen ihre Ziele viel höher stecken, als normal ist, und Leute heranbilden, die das kompliziertere Rechnen verstehen und tadellos in der Sprache der Weißen schreiben können. Bei der hervorragenden Intelligenz mancher Eingeborenen sind die Resultate, was die Kenntnisse angeht, hervorragend. Letzthin kam ein schwarzer Schreiber von der Regierung zu mir, während gerade ein Missionar bei mir war. Nach seinem Weggang sagten der Missionar und ich zueinander: „Mit dem möchten wir im Aufsatzschreiben nicht konkurrieren.“ Sein Vorgesetzter gibt ihm die schwersten Schriftstücke zu redigieren und komplizierte Statistiken auszuarbeiten und erhält immer tadellose Arbeiten abgeliefert.
Aber was wird aus diesen Menschen? Sie sind <u>aus dem Dorfe entwurzelt</u>, genau wie die andern, die in die Fremde in Arbeit gehen. Sie leben auf den Faktoreien, fortgesetzt der für Eingeborene so naheliegenden Gefahr des Betrügens und des Alkoholtrinkens ausgesetzt. Wohl verdienen sie viel. Aber da sie alle Lebensmittel um teures Geld kaufen müssen und zudem noch mit der gewöhnlichen Verschwendungssucht der Schwarzen behaftet sind, so befinden sie sich immer in Geldverlegenheit und oft in Not. Sie gehören nicht mehr zu den gewöhnlichen Negern und doch nicht zu den Weißen, sondern bilden ein Mittelding zwischen beiden. Letzthin sagte der eben erwähnte schwarze Schreiber der Regierung zu einer Missionarsfrau: „Ach, wir Intellektuellen unter den Eingeborenen sind doch übel dran. Die Frauen von hier sind zu ungebildet, um Lebensgefährtinnen für uns abzugeben. Man sollte für uns Frauen ///aus den vor-
<u>*168*</u> nehmen Ständen von Madagaskar importieren.“ Die Deklassierung nach aufwärts ist das Unglück vieler von den besten der Eingeborenen. Die Emanzipation durch Reichwerden spielt hier keine Rolle, wohl aber in anderen Kolonien. Sie ist <u>noch gefährlicher als die durch Bildung.</u>

Soziale Probleme werden auch durch die europäische Einfuhr geschaffen. Früher übten die Neger eine Reihe von Handwerken aus: sie schnitzten gediegene Hausgeräte aus Holz, sie verfertigten vorzügliche Schnüre aus Rindenfasern und was dergleichen mehr ist. Am Meer gewannen sie Salz. Diese und andere primitive Handwerke sind durch die Waren, die der europäische Handel in den Urwald einführt, vernichtet. Der billige Emailtopf hat den gediegenen, selbstverfertigten Holzeimer verdrängt. Um jedes Negerdorf herum liegen Haufen solchen verrosteten Geschirrs im Gras. Viele Fertigkeiten sind schon halb in Vergessenheit geraten. Nur die alten Negerfrauen verstehen noch Schnüre aus Rindenfasern und Nähzwirn aus den Fibern des Blattes der Ananasstaude zu bereiten. Selbst die Kunst, Kanoes zu verfertigen, kommt in Abgang. So geht das einheimische Handwerk zurück, wo doch das Aufkommen eines tüchtigen Handwerkerstandes der eigentliche Weg zur Kultur wäre.

Die soziale Gefahr, die die Einfuhr von Schnaps bedeutet, ermißt man erst, wenn man liest, wieviel Schnaps in manchen Hafenorten Afrikas im Jahre auf den Kopf der Bevölkerung kommt, und wenn man in den Dörfern gesehen hat, wie die kleinen Kinder sich mit den Alten betrinken. Hier am Ogowe sind Beamte, Kaufleute, Missionare und Häuptlinge darüber einig, daß die Schnapseinfuhr verboten werden sollte. Warum wird sie aber nicht verboten? Weil der Schnaps ein guter Zollartikel ist. Was er jährlich als Eingangszoll einbringt, ist eine der größten Einnahmen der Kolonie. Fiele sie weg, so wäre Defizit im Budget. Bekanntlich sind die Finanzen der afri///kanischen Kolonien aller Staaten nichts weniger als glänzend. Der Zoll auf Schnaps *169* hat zudem noch die gute Eigenschaft, daß man ihn jedes Jahr erhöhen kann, ohne daß darum ein Liter weniger getrunken wird. Die Sache steht also hier wie in anderen Kolonien so, daß die Verwaltung sagt: „Den Schnaps abschaffen? Sehr gerne. Lieber heute wie morgen. Nur gebt mir zuerst an, mit was ich den damit entstehenden Ausfall im Budget decken soll.“ In dieser Hinsicht aber können ihr auch die größten Alkoholgegner keinen brauchbaren Vorschlag machen. Wann wird ein Ausweg aus diesem sinnlosen Dilemma gefunden werden? Die einzige Hoffnung ist, daß einmal ein Gouverneur kommt, der die Zukunft der Kolonie über die Finanzsorgen der Gegenwart setzt, es wagt, einige Jahre mit Defizit zu wirtschaften und den Schnaps zu verbieten.[4]

Ich begehe keine Indiskretion, wenn ich angebe, daß der meiste Schnaps für Afrika ... durch den Handel Nordamerikas eingeführt wird.

Manchmal wird behauptet, daß der Alkoholismus unter den Eingeborenen auch ohne Schnapseinfuhr herrschen würde. Dies ist Gerede. An im Lande selber bereitetem Alkohol kommt für den Urwald nur der Palmwein in Betracht. Dieser aber ist keine große Gefahr. Palmwein ist der in Gärung kommende Saft des Palmbaums. Die Bäume anzubohren und die Gefäße herbeizutragen, kostet aber Arbeit, da die Sache fern vom Dorf im Walde vor sich

[4] Im Jahre 1919 ist dieser Versuch von dem Gouverneur gemacht worden zur Freude der Kolonie.[Originalfußnote von A.S.]

gehen muß. Das Anbohren der Bäume ist nämlich gesetzlich verboten. Ferner hält sich der Palmwein nicht. Wohl kann er also dazu dienen, daß sich die Leute eines Dorfes mehrmals im Jahr bei großen Festen betrinken. Eine dauernde Gefahr, wie der in der Faktorei käufliche Schnaps bildet er aber nicht. Frischer Palmwein schmeckt wie gärender Traubenmost. An sich macht er nicht mehr trunken als dieser. Aber die Eingeborenen haben die Gewohnheit, gewisse Arten von Baumrinden in ihn einzulegen, wodurch er dann furchtbare Rauschzustände erzeugt.

Seite 170-173

Soziale Probleme im Urwald - ***Polygamie***

Eine schwere soziale Frage bildet die Polygamie. Wir kommen hierher mit dem Ideal der Monogamie. Die Missionare kämpfen mit allen Mitteln gegen die Polygamie und verlangen mancherorts von der Regierung, daß sie sie durch Gesetze verbiete. Andererseits müssen wir uns alle hier eingestehen, daß sie auf das innigste mit den gegebenen wirtschaftlichen und sozialen Zuständen zusammenhängt. Wo die Menschen in Bambushütten hausen und die Gesellschaft noch nicht so organisiert ist, daß eine Frau ihr Leben durch selbständige Arbeit verdienen kann, ist für die unverheiratete Frau kein Platz. Voraussetzung aber für die Verheiratung aller Frauen ist die Polygamie.

Weiter: im Urwald gibt es keine Kühe und keine Milchziegen. Also muß die Mutter ihr Kind lange an der Brust nähren, wenn es nicht zugrunde gehen soll. Die Polygamie wahrt das Recht des Kindes. Nach der Geburt hat die Frau das Recht und die Pflicht, drei Jahre lang nur ihrem Kinde zu leben. Sie ist vorerst nicht mehr Gattin, sondern nur Mutter. Oft verbringt sie diese Zeit zum großen Teil bei ihren Eltern. Nach drei Jahren findet das Fest der Entwöhnung statt, und sie kehrt wieder als Gattin in die Hütte ihres Mannes zurück. Dieses Leben für das Kind ist aber nur denkbar, wenn der Mann unterdessen eine andere Frau oder andere Frauen hatte, um den Haushalt und die Pflanzungen zu versorgen.

Noch eins. Es gibt bei den Naturvölkern keine unversorgten Witwen und keine verlassenen Waisen. Der nächste Verwandte erbt die Frau des Verstorbenen und muß sie und ihre Kinder erhalten. Sie tritt in die Rechte seiner Frau ein, wenn sie auch nachher mit seiner Genehmigung einen anderen heiraten kann.

Bei primitiven Völkern an der Polygamie rütteln heißt also, den ganzen sozialen Aufbau ihrer Gesellschaft ins Wanken bringen. Dürfen wir dies, ohne zugleich imstande zu sein, eine neue, in die Verhältnisse passende soziale Ordnung zu schaffen? Wird nicht die Polygamie tatsächlich fortbestehen, nur daß die Nebenfrauen dann nicht mehr legitim, sondern /// illegitim sind? Diese *171* Fragen machen den Missionaren viel zu schaffen.

Je weiter die wirtschaftlichen Zustände gediehen sind, desto leichter ist der Kampf gegen die Polygamie. Sowie die Menschen in festen Häusern mit getrennten Zimmern wohnen, Viehzucht und Ackerbau treiben, verschwindet sie von selbst, da sie nicht mehr von den Verhältnissen gefordert ist und nicht mehr zu ihnen paßt. Im Volke Israel setzte sich mit den Forschritten der Kultur die Monogamie gegen die Polygamie kampflos durch. Zur Zeit der Propheten bestanden beide noch Nebeneinander bei Jesus wird die Polygamie nicht mehr vorausgesetzt.

Sicherlich soll die Mission die Monogamie als Ideal und als Forderung des Christentums hinstellen. Aber verfehlt wäre es, wenn der Staat sie gesetzlich erzwingen wollte. Verfehlt ist es auch, soweit ich bis jetzt zu urteilen vermag, den Kampf gegen die Unsittlichkeit mit dem gegen die Polygamie zu identifizieren.

Das Verhältnis zwischen den Frauen ist gewöhnlich ein gutes. Eine Negerin ist nicht gern die einzige Gattin, weil ihr dann die Unterhaltung der Pflanzung, die Sache der Frau ist, Allein zufällt. Die Unterhaltung der Pflanzungen ist sehr mühevoll, weil sie gewöhnlich weit vom Dorfe an irgendeiner versteckten Stelle angelegt werden.

Was ich von der Vielweiberei in meinem Spital gesehen habe, hat sie mir nicht von ihrer häßlichen Seite gezeigt. Einst kam ein kranker, schon älterer Häuptling mit zwei jungen Frauen. Als sein Befinden besorgniserregend wurde, erschien plötzlich eine dritte, die bedeutend älter war als die anderen. Es war die erste Gattin. Von jenem Tage an saß sie auf seinem Bett, hielt sein Haupt in ihrem Schoß und reichte ihm zu trinken. Die beiden jüngeren begegneten ihr mit Ehrerbietung, nahmen ihre Befehle entgegen und besorgten die Küche.

Es kann einem in diesem Lande vorkommen, daß ein vierzehnjähriger Knabe sich als "Familienvater“ präsentiert. Dies geht so zu. Er hat von einem verstorbenen Verwandten eine Frau mit Kindern geerbt. Die Frau ist mit einem Mann eine ///neue Ehe eingegangen. Aber damit 173 werden die Rechte des, Knaben auf die Kinder und seine Pflichten gegen sie nicht berührt. Sind es Knaben, so muß er ihnen später eine Frau kaufen; sind es Mädchen, so müssen die, die sie heiraten wollen, ihm den Kaufpreis bezahlen.

Soll man gegen den Frauenkauf eifern oder ihn dulden? Handelt es sich darum, daß ein Mädchen, ohne befragt zu werden, dem Meistbietenden als Frau zugesprochen wird, so ist selbstverständlich zu protestieren. Liegt die, Sache aber so, daß nach der Landessitte der Mann, der um ein Mädchen freit, der Familie, wenn es einwilligt, ihn zu heiraten, eine bestimmte Summe erlegen muß, so ist dagegen im Grunde ebensowenig einzuwenden, wie gegen die in Europa übliche Mitgift. Ob der Mann der Familie bei der Heirat Geld entrichtet oder Geld von ihr bekommt, ist im Prinzip dasselbe. Beide Male spielt sich ein in den sozialen Anschauungen begründetes Geldgeschäft neben der Ehe ab. Worauf zu dringen ist, ist bei uns wie bei den Naturvölkern, daß es nur ein Begleitumstand bleibe und die Wahl selber nicht so bestimme, daß in Afrika die Frau und in Europa der Mann gekauft werde. Wir haben also nicht den Frauenkauf an sich zu bekämpfen, sondern nur erzieherisch auf die Eingeborenen zu wirken, daß sie das Mädchen nicht an den Meistbietenden geben, sondern an den, der es glücklich machen kann und für den es Zuneigung empfindet.

Gewöhnlich sind die Negermädchen auch gar nicht so unselbständig, daß die sich an den ersten besten verkaufen lassen. Freilich spielt die Liebe hier nicht dieselbe Rolle bei der Eheschließung wie bei uns. Das Naturkind kennt keine Romantik. Gewöhnlich werden die Ehen im Familienrat beschlossen. Im allgemeinen sind sie glücklich.

Die meisten Mädchen heiraten mit fünfzehn Jahren. Fast alle Schülerinnen der Mädchenschule der Mission sind schon einem Manne bestimmt und heiraten, sowie sie aus der Schule entlassen werden.

Daß Mädchen auch vor ihrer Geburt versprochen werden können, erfuhr ich aus der Geschichte eines nicht zu billigenden /// Frauenkaufs, der sich einmal bei Samkita zutrug und mir von einem 173 Missionar erzählt wurde. Ein Mann war einem andern vierhundert Franken schuldig, dachte aber nicht daran, sie zurückzubezahlen, sondern kaufte eine Frau und machte Hochzeit. Als sie beim Festmahle saßen, kam der Gläubiger und **ü**berhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er sich eine Frau gekauft hätte, statt mit dem Gelde erst seine Schulden zu bezahlen. Das Palaver begann. Zuletzt einigten sie sich dahin, daß der Schuldner dem Gläubiger die erste Tochter versprach, die aus seiner Ehe geboren würde, worauf dieser sich zu den Gästen setzte und mitfeierte Nach sechzehn Jahren kam er und freite. .So wurde die Schuld bezahlt.

Die Meinung, daß wir die vorgefundenen Rechte und Sitten veredeln und an dem Bestehenden ohne Not nichts ändern sollen, habe ich mir in Unterhaltungen mit den tüchtigsten und erfahrensten Weißen dieser Gegend gebildet.

[Ein Wort zum Schluß über die Beziehungen von Weiß und Farbig. In welcher Art mit dem Farbigen verkehren? Soll ich ihn als gleich, soll ich ihn als unter mir stehend behandeln?]

Es folgen zu dieser Frage vier weitere Seiten, sodann auf Seite 177 der Abschnitt
„VIII. Weihnachten 1914

Kriegsweihnachten im Urwald!“

Unterstreichungen und Hervorhebungen von mir. H. G.

aus: http://www.gellhardt.de/literatur/Soziale_Probleme_in_Afrika.pdf